Von den Schweizerküchen und andern Gemeinschaftsküchen in Wien

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **11 (1921)**

Heft 21

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-640552

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

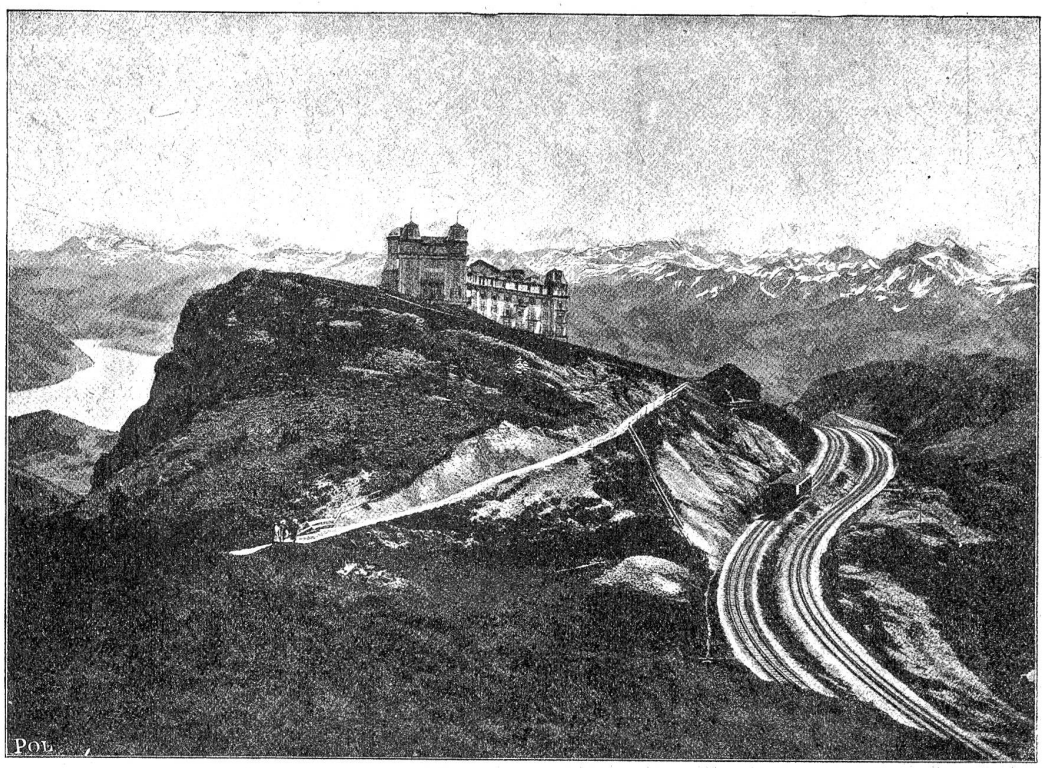
Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

St. Gallen und Bauingenieur Olivier Zschokke in Aarau treue Mitarbeiter.

Nachdem die nötigen Vermessungen und Vorarbeiten erledigt waren, konnten im Jahre 1869 die Zeitungen melden, daß die drei Männer an die Luzerner Regierung ein Konzessionsgesuch für eine Bergeisenbahn auf den Rigi gestellt hätten. Die Bewilligung wurde erteilt. In ganz Europa nahm man diese Mitteilung mit dem größten Interesse auf. Erst war man etwas skeptisch. Wenigstens meldete die „Illustrierte Zeitung" in Leipzig vom 18. Juni 1870, man habe die Nachricht vom Bau einer Rigieisenbahn als „Humbug", als „Zeitungsente", als „Bär aus dem Lande dahinten" aufgenommen. Als aber die drei Konzessionssteller das nötige Aktienkapital zur Hälfte aus ihren eigenen Mitteln zeichneten, wurde das Vertrauen größer, und innert wenigen Tagen war der Rest weit überzeichnet. Ohne Schwierigkeiten ging es aber auch jetzt noch nicht. Die Gemeinde Weggis weigerte sich, das nötige, in ihrem Bezirk gelegene Terrain abzutreten und „sogar die Natursentimentalität wurde aufgestachelt, da ja die Naturschönheiten des Königs der Berge durch die Eisenbande des modernen Schienenweges gleichsam profaniert würden."



Zum fünfzigjährigen Jubiläum der Vitznau-Rigibahn: Panorama von Rigi-Kulm aus.

Noch im Jahre 1869 aber wurde mit den Bauarbeiten begonnen. Große Mühe verursachte namentlich der romantische Schnurtobel. Er wurde auf kühner Eisenbrücke überwunden. Verzögernd wirkte der Materialtransport, da man damals die heutigen Hilfsmittel noch nicht kannte. Immerhin war im Frühjahr 1870 ein Bahnstück bereits fertig, so daß man eine Probefahrt unternehmen konnte und zwar am 21. Mai 1870. Ueberall war man auf das Resultat derselben gespannt. Der „Bund" meldete: „Am 21. Mai 1870 hat auf dem vollendeten Stück der Rigibahn die erste Probefahrt stattgefunden. Dieselbe hat auf alle Teilnehmer den Eindruck gemacht, daß die technischen Schwierigkeiten als gelöst zu betrachten sind. Die Lokomotive lief auf einer Strecke von 1200 Fuß mit einer Steigung von 25 Prozent in drei Minuten ohne Schwierigkeiten mit vollendeter Präzision. Der ersten Fahrt aufwärts waren zwei mit Schwellen beladene Güterwagen vorgestellt, und auf diesen befanden sich 40 Personen. Nachher führte die Lokomotive 72 Arbeiter und an 30 Schwellen mit der gleichen Leichtigkeit aufwärts. Weithin tönende Böllerschüsse und das Hurra von hundert Arbeitern begrüßten Herrn Riggenbach bei seiner ersten Bergfahrt." In der „Neuen Zürcher Zeitung" war zu lesen: „Die Lokomotive zog zwei Wagen mit über 70 Arbeitern aufwärts. Dabei fiel am meisten auf, wie der Zug auf jähem Abhange plötzlich zum Stehen gebracht werden konnte, worin für den künftigen sichern Betrieb, wie begreiflich, eine Hauptgarantie ist... Allgemein war man der Ansicht, Herr Riggenbach habe das Problem meisterhaft gelöst, und daß der Rigi von nun an sicher und bequem mit der Lokomotive bestiegen werden könne."

Genau ein Jahr später, am 21. Mai 1871, wieder am Geburtstage Meister Riggenbachs, konnte die Bahn eingeweiht und dem Verkehr übergeben werden. Riggenbach meldet darüber in seinen Erinnerungen: „Sämtliche Teilnehmer an der Feier waren hochbefriedigt. Ein Bundesrat ließ die Fortsetzung leben, die denn auch nicht lange auf sich warten ließ. Die katholische Geistlichkeit sprach es unverhohlen aus, daß ihr Segen das Werk begleite."

Zu der Einweihungsfeier waren der Bundesrat, die Luzerner Regierung, die Stadtbehörden von Luzern, die schweizerischen Eisenbahndirektionen, die luzernische Dampfschiffahrtsgesellschaft usw. geladen. Der Bundesrat war vertreten durch die Bundesräte Schenk, Dubs, Knüsel und Näf. Die drei Erbauer, Riggenbach, Näff und Zschokke, führten eigenhändig die drei Züge, welche die Teilnehmer bergwärts führten. Zu Zschokke äußerte sich dabei ein Teilnehmer: „Ihr Vater hat die Seelen in den Himmel gezogen und sie ziehen nun die Leiber nach".

Die zeitgenössischen Berichte sind voll Enthusiasmus über das gelungene Werk. Groß war der Andrang, den die Bahn bewältigen mußte, beförderte sie doch täglich durchschnittlich 750 Personen. Vom 22. Mai bis 30. Juni 1871 wurden Fr. 23,600 eingenommen, bis Mitte Juli trotz ungünstiger Witterung Fr. 63,000.

Auf Rigikulm wurde die Bahn 1875 fertig, 1875 ebenfalls die Arth-Rigi-Bahn, welche auch Riggenbach zum Erbauer hat. -t.-

Von den Schweizerküchen und andern Gemeinschaftsküchen in Wien.

„Steht es wirklich so schlimm in Wien, wie man es in den Klagebriefen liest? Mir hat ein guter Bekannter, der kürzlich mit seiner Frau in Wien war, gesagt, die Hotels, Restaurants und Cafés seien gefüllt mit feinen Herren und Damen, denen man keinen Mangel anmerke."

Blick in ein Speiselokal des Schweizer. Hilfskomitees für die hungernden Völker, an der Habsburggasse in Wien.

Natürlich, da haben wir wieder so ein Urteil eines „Augenzeugen". Wer mit dem heiteren Blick eines Ferienbummlers oder wohl gar mit dem wonnegefüllten Herzen eines Jungvermählten, am Arm seines glückstrahlenden Weibchens durch die Kärntnerstraße schlendert, die glänzenden Juwelierläden mustert und mit dem Kraftbewußtsein eines Valuta-Athleten — so nennt man in Wien die glücklichen Besitzer von Schweizergeld — seine Einkäufe besorgt; wer sich vormittags durch die prunkvollen Säle der Kaiserschlösser führen läßt, nachmittags im Schönbrunner- oder Belvederepark oder im Prater lustwandelt, abends im weichen Parterresitz der Staatsoper den Parzival genießt, obendrauf im Café Sacher bei einem duftenden Mokka und umschmeichelt vom süßen Gewoge der Wienerwalzer Wiener Nachtleben studiert, um hernach im komfortablen Fremdenzimmer des Palace Hotels sein müdes Haupt zur Ruhe zu legen — der wird von der Not der Wiener keine starken Eindrücke mit nach Hause nehmen. Er läßt sich sagen, daß es auch vor dem Kriege viele Bettler gegeben habe vor den Kirchenportalen und an den Straßenecken. Er gewöhnt sich rasch an die Krückenmänner ohne Arme und Beine, die da am Wegrande und auf den Türschwellen sitzen, und an die Eckensteher mit den Täfelchen „Kriegsblind", deren Musikdöschen so eindringlich um ein Almosen flehen. Er füllt sich für diese Unvermeidlichen die Rocktasche mit den unbequemen Kronenscheinen, die man ja sowieso gerne los wird. —

Nein, der Vergnügungsreisende lernt das wirkliche Wien nicht kennen. Sein Urteil ist nicht maßgebend für die Verhältnisse, unter denen der Großteil der Wiener Bevölkerung zur Stunde lebt. Es gibt in Wien nur wenige Glückliche, die sich in den Restaurants und Hotels eine Mahlzeit zu 150—200 Kronen leisten können — so viel kostet ein einfaches Mittagessen. Für den Schweizer, der die Krone mit einem Rappen gekauft hat, ist das eine Kleinigkeit. Wie viele Wiener aber dürfen sich 70,000 Kronen leisten im Jahr für das tägliche Mittagessen? Das ist der Jahresverdienst eines mittleren Beamten. Es wurden dem Schreiber dieser Zeilen Besoldungslisten gezeigt, worauf amtierende Lehrer mit 20 Dienstjahren, mehrfache Familienväter, mit 56,000 Kronen figurieren; ich sah den Bezugsschein für die Monatsgage eines pensionierten Militärbeamten mit Majorsgrad, lautend auf 2099 Kronen; der eines gewesenen Hauptlehrers der Lehrerbildungsanstalt in Olmütz wies den bescheidenen Betrag von 948 Kronen auf. Der Merkwürdigkeit halber sei der eines pensionierten Lehrers, 62 Jahre alt, mit 29 Dienstjahren, mit seinen Bestandteilen hier wiedergegeben. Er lautete auf ein Grundgehalt (monatlich) von 363.33 Kronen, eine Quartiergeldpension von 70 Kronen, eine Teuerungszulage von 83.33 Kronen, eine Gleitzulage von 630 Kronen und eine Teuerungszuwendung von 300 Kronen; total = 1446.66 Kronen.

In der Lehrerküche an der Eisengasse fand ich diese Leute; sie gaben mir den Dank mit für die lieben Schweizer Kollegen, die dafür sorgten, daß sie nicht Hunger leiden mußten.

Ich besuchte auch die Schweizerküche an der Habsburgergasse und saß dort als stummer Beobachter neben dem Tischchen, an dem die umsichtige und gewandte Leiterin der Schweizer Küchen, Schwester Marie Gasser, die Wochenkarten verkaufte (zu 30 Kr.), die zur Teilnahme an 6 Mahlzeiten berechtigen. Was ich dort sah, will mir noch jetzt die Kehle zusammenschnüren. Da drängten sie sich heran, diese alten Leutchen mit den sorgenvollen Mienen, die billigen und doch so kostbaren Karten in Empfang zu nehmen; denn wo im ganzen Wien erhält man heute ein Mittagessen für sechs Kronen: Suppe, Gemüse, Brot und eine Mehlspeise und in einer Portion, die zwei gibt, wenn man haushälterisch damit umgeht? Viele tragen die Mahlzeit nach Hause, um die Hälfte davon für den Abend aufsparen zu können. Da packen sie ihre Ledertaschen und Ridiküle, ziehen ein Töpfchen heraus und ein zweites und lassen sie aus den großen Kesseln füllen; dann noch ein Töpfchen für die Mehlspeise und sorgfältig tragen sie das kostbare Gut nach Hause. Das sind aber keine Bettler, die sich solchermaßen das Essen aus der Schweizerküche holen. Es sind würdige alte Herren in Gehröcken, zittrige Mütterchen in Spitzenkapotten, Leute, die ausnahmslos früher bessere Tage gesehen hatten. Ein Herr tritt auf mich zu; er hat gehört, daß ich aus Bern komme. Er stellt sich vor: Professor N., ehedem Lehrer an der Technischen Hochschule. Er möchte mir den persönlichen Dank aussprechen zuhanden des geehrten Komitees in Bern. Er empfindet die Ausspeisung als große Wohltat; er holt alle Tage die Mahlzeit für sich und seine Frau von der Wiener Vorstadt Mödling her; er hat eine Stunde Eisenbahnfahrt.

Ich war dann selbst auch — als Gast der Schweizerküche — beim Essen im großen Speisesaal des Priesterheims, das dem Schweizerkomitee weitläufige Räume zur Verfügung stellt. An der Wand hangen die Bilder würdiger Prälaten. Die langen Tische sind dicht besetzt: Studenten in der Hauptsache, Offiziere, Beamte, Lehrer und Lehrerinnen. Sie kommen still, essen rasch und entfernen sich mit höflichem Gruß. Die Wiener Studenten, die ich kennen gelernt habe, sind anderer Art als unsere Studenten: bescheidener, weniger selbstbewußt; es liegt eine schwere Sorgenlast zumeist schon auf den jungen Schultern. An unserem Tisch saß auch ein kleiner, alter Offizier. Er trank nachher mit uns den Schwarzen, der der Berner Visite eingeschenkt wurde. Man hatte mir gesagt, daß ich einen Generalfeldmarschall der österreichischen Armee antreffen werde; ich konnte damals nicht recht daran glauben; nun saß er leibhaftig neben mir und plauderte mit mir. Exzellenz von R. speist gerne an Schwester Gassers Tisch. Die Pension reicht eben nicht aus, einen eigenen Tisch zu führen. Die Frau

General ißt in einer andern, nähern Gemeinschaftsküche, weil sie nicht mehr gut marschieren kann. —

(Schluß folgt.)

Einweihung des Schweiz. Taubstummenheims in Uetendorf.

Unter der Leitung des Präsidenten des Stiftungsrates, Hrn. Oberst Dr. Feldmann, fand die Einweihung am Pfingstmontag nachmittag im prächtigen Saale der einstigen Pension statt. Haupt- und Oekonomiegebäude waren beflaggt, bekränzt, und auch der Saal prangte im Dekorationskleide. Mit Gebet und Gesang wurde die Feier eingeleitet. Herr Oberst Feldmann entbot den Willkomm dem Ver- Vertreter der Regierung, Hrn. Reg.-Rat Burren, den Vertretern der Stadt Thun und der Gemeinden, dem Vertreter der schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft, den Delegierten der schweizerischen und kantonalen Taubstummenfürsorgekorporationen, den Vorstehern der Taubstummenanstalten in Wabern und Münchenbuchsee, den Damen und übrigen Anwesenden. Er entrollte den Werdegang, die Geschichte des Heims, die hervorragendsten Seelen, die eigentlichen Pioniere für das Taubstummenfürsorgewesen in der Schweiz, die Ideeträger für die Gründung des Heims, Eugen Sutermeister und seine Gattin in Bern, hochehrend. — Zur Einweihung des Heims hat der taubstumme Dichter Eugen Sutermeister die folgenden Verse gewidmet:

Ein Völklein gibt es hier auf Erden,
Wie keins belastet mit Beschwerden,
Des tiefsten Sinnes ganz beraubt:
Das Ohr ist's, das Organ der Seele;
Wohl keiner wünscht, daß ihm es fehle;
Nur halb der Baum lebt unbelaubt.

Wes Geisteskräfte lange schliefen,
Der dringt in Höhen nicht und Tiefen,
Und im Gemüt ihm nichts erklingt.
Und ob man ihn auch denken lehrte,
Ja selbst die Sprache ihm bescherte:
Nur schwer man dessen Herz bezwingt.

Ihm bleibt das Edle ungenossen,
Des Herzens Schönheit unerschlossen:
So arm ist der, der nie gehört!
Doch wem des Hörens Glück beschieden,
O dankt dem Schicksal, seid zufrieden,
Wenn Schlimmres nicht das Glück euch stört.

Erbarmen wir uns des Enterbten!
Wem Mängel trüb das Leben färbten,
Dem schaff' die Lieb es licht und schön!
Wem Lug und Trug den Weg verwirrte,
Wes Seele ohne Heimat irrte,
Dem baut ein Heim auf heitern Höhn!

Wer allerorten unverstanden
Und schmerzlich eingeengt in Banden,
Dem gönnet einen eignen Hort,
Wo er mit seinesgleichen plaudern
Und sich verstehn mag ohne Zaudern:
Denn auch der Taube lebt vom Wort.

Zur Einweihung des Taubstummenheims für Männer in Uetendorf. Ansicht von der Ostseite.

Und liegt er arbeitsmüd' am Wege,
Wir nehmen liebend ihn in Pflege.
Wer darben mußte lebenslang,
Dem sei in seinen alten Tagen
Ein Heim bereit und Wohlbehagen:
Denn das ersetzt ihm Sing und Sang.

Was Gottes und der Menschen Liebe
Erschaffen hier aus heil'gem Triebe,
Das weihen wir im Glauben ein:
Dies traute Heim der Heimatlosen
Wird denen, die verschupft, verstoßen,
Ein Paradies, ein Himmel sein.

Das doppelte Gesicht des Versailler-Vertrages.

Polen und Deutschland begriffen sehr bald, daß derjenige sich bei den Alliierten am meisten das Spiel verderbe, welcher die Feindseligkeiten erneuere. Dabei konnten die Scharen Korfantys umso eher ruhig bleiben, als sie zwei Drittel des flachen Landes in Händen hatten und die deutschen Städte zerniert und jeden Augenblick vom Verkehr abzuschneiden waren. Schwerer mag es für die deutschen Selbstschutzwehren sein, Zurückhaltung zu üben; ihr Ziel wäre die Vertreibung Korfantys; zu ihrer Unterstützung rückten trotz Grenzsperre die geheimen Formationen der offiziell aufgelösten Orgesch von Süd und Nord heran. Die Polen warnten schon die ganze Welt vor den aufmarschierenden deutschen Armeen, aber ein erster Zusammenprall bei Kreuzburg genügte, um sofort dem Einspruch der Ententekommission und französischen Drohnoten in Berlin zu rufen.

Es läßt sich unschwer erkennen, welche Absicht Frankreich seit Lloyd Georges Rede verfolgt; es will die Differenzen totschweigen, Deutschland die Verantwortung zuschieben und darauf im Namen der Alliierten handeln, England auf diese Weise mitreißen und mit Gewalt zu seinem Ziel kommen. Dies Ziel heißt vorderhand immer noch: Besetzung des Ruhrlandes.

Mit dem Beginn der deutschen Angriffe schien der Moment gekommen, um ohne weiteres zu marschieren. Die formale Drohnote war notwendig; aber in der Siedehitze des Konfliktes mußte man befürchten, daß die abenteuern-